

oder in eine strenge, gesetzesartige Form einzubinden. Dies verwundert vor allem deshalb, weil der Autor doch die Möglichkeit gehabt hätte, manche seiner Thesen auf ökonomische Theorien zurückzuführen. So könnte er etwa für seine Vermutung, daß der Wertzuwachs einer Sprache mit zunehmender Größe abnehme (vgl. 88), das „Gesetz der fallenden Grenzerträge“ von A. R. Turgot heranziehen. Diese Unausgewogenheit fällt auch im 4. Kap. des Buches auf: Zunächst kann C. sehr eindrucksvoll zeigen, wie Erhalt, Aufbau und Export der Sprache als einer grundlegenden ökonomischen Kompetenz Kosten im öffentlichen wie im privaten Sektor verursacht. Folgerichtig propagiert er die Durchführung von Kosten-Nutzen-Analysen zur Beurteilung von sprachbedingten Ausgaben. Ohne aber selbst auf das differenzierte Vokabular der modernen Finanzwissenschaft zurückzugreifen (insbesondere auf die Unterscheidung zwischen den verschiedenen Aufwands- und Kostenarten bzw. den Einnahme- und Ertragsarten) hält C. eine strenge Kalkulation vor allem auf der Nutzen- oder Ertragsseite für nicht möglich (vgl. 180 f.). – Die These vom ökonomischen Wert einer Sprache kann C. in mehrere Richtungen ausbauen. So zeigt er, wie die Entwicklung der Schrift die Stabilität der Sprachen durch die Akkumulation des in der Sprache gebundenen Kapitals fördert. Dabei kann er auf einige Überlegungen seines 1981 in Frankfurt erschienenen Buches „Über Schrift“ zurückgreifen. – Auch sprachintern läßt sich nach C.'s Einsicht eine ökonomische Analyse durchführen. So erlauben es z. B. die Kriterien, die er für die Qualität von Fachsprachen im Horizont von Gemeinsprachen (Vermeidung von Synonymen und Homonymen; sinnvolles Verhältnis von Fachausdrücken und Konstituenten etc.) oder für die Verwendung von Lehnwörtern aufstellt, von der „Effizienz einer Sprache“ zu sprechen. – C. will mit seinem Buch nicht eine ökonomische Analyse der Sprache abschließen, sondern sie zuerst eröffnen. Sein Ziel ist explizit nicht ein „ökonomischer Reduktionismus“, der alle sprachlichen Faktoren auf einen ökonomischen Wesensgrund zurückführen würde (vgl. 364). Vielmehr ist seine Analyse – sie kann als sozioökonomisch im weiten Sinne bezeichnet werden – zu anderen Modellen komplementär. Insofern unterscheidet sie sich wohlthuend von einer „Partialökonomie“, denn sie besteht nicht in der schlichten Ökonomisierung eines zunächst außerökonomischen Bereiches.

Das Buch ist – auch wegen seiner erhellenden Metaphorik und der Prägnanz der Thesen – spannend zu lesen. Über die sprachsoziologischen und ökonomischen Aspekte hinaus ist es auch von erheblicher philosophischer Brisanz. C.'s These, der Wert der Sprache könne auch ökonomisch interpretiert werden, greift auf die Analogie zwischen dem Wert des Geldes, der in der universellen Eintauschbarkeit für verschiedenste Werte besteht, und dem Einsatz von Worten für komplexe Bedeutungen zurück: „Beide haben keinen Produktionswert, sondern nur einen solchen Wert, den Ökonomen ‚Kaufkraft‘ nennen und Linguisten ‚Bedeutung‘“ (17 f.). Für eine solche Auffassung hätte C. beim frühen E. Husserl Zustimmung finden könnten (vgl. die Rede von Zeichen als Spielmarken in Husserls „Logischen Untersuchungen“ Bd. II/1, § 20). Auch W. James' – leider zu häufig rein utilitaristisch interpretierter – Begriff des ‚cash-value‘ klingt hier an. Hingegen haben Merleau-Ponty u. a. gerade auf die produktive Kraft der Worte hingewiesen, die den zu vermittelnden Bedeutungsgehalt eines Zeichens nicht als starr voraussetzt, sondern ihn erst im Akt der Verständigung erschließt. C.'s anregendes Buch fordert die Wiederaufnahme dieser Diskussion erneut heraus.

A. RICHTER

PUTNAM, HILARY, *Realism with a Human Face*. Edited by James Conant. Cambridge/MA-London: Harvard University Press 1990. LXXIV/347 S.

Der Band enthält 22 Arbeiten Putnams (P.) aus den Jahren 1976 bis 1990. Er ist in drei Teile gegliedert: Metaphysik; Ethik und Ästhetik; Studien zur amerikanischen Philosophie. Die anregende Einleitung von James Conant charakterisiert Anliegen und Selbstverständnis der Philosophie P.s seit dessen Buch *Reason, Truth and History* (1981). Conant arbeitet P.s Beziehung zu den Philosophen heraus, denen er in dieser Schaffensperiode am meisten verpflichtet sei: Kant, Wittgenstein und, P.s Kollege in Harvard, Stanley Cavell. P.s Anliegen sei eine Rehumanisierung der Philosophie. Sie

hat, wie Conant zeigt, verschiedene Aspekte. P. wendet sich gegen eine einflußreiche und nach seinem Urteil äußerst gefährliche materialistische und szientistische Tendenz in der gegenwärtigen amerikanischen Philosophie. Die Philosophie dürfe sich nicht als hochdifferenzierte technische Disziplin verstehen, die keine Beziehung zu den Lebensfragen des Menschen mehr hat. P. will der wissenschaftlichen Vernunft Grenzen ziehen, um Raum für die Ethik zu schaffen. Er appelliert an die Verantwortung des Philosophen, indem er zeigt, daß auch Disziplinen, die auf den ersten Blick rein theoretisch zu sein scheinen, z. B. Metaphysik, Erkenntnistheorie, philosophische Psychologie, Wissenschaftstheorie, moralische und politische Implikationen haben. Um eine Humanisierung der Philosophie geht es auch in dem Sinn, daß P. die Grenzen der menschlichen Erkenntnis betont.

Die drei Teile des Bandes bilden eine sachliche Einheit. Hier können lediglich anhand einiger Beispiele die größten Linien nachgezogen werden. Kap. 1, die Kant Lectures an der Stanford University im Herbst 1987, sind dem „internen Realismus“ gewidmet, den Putnam zum ersten Mal 1976 vor der American Philosophical Association entwickelt hat. Der interne Realismus ist eine Gratwanderung zwischen dem „metaphysischen Realismus“ und dem Relativismus. „Metaphysischen Realismus“ nennt Putnam die Auffassung, es gebe eine objektive, unpersönliche Erkenntnis der Welt von einem archimedischen Standpunkt aus („God’s-Eye-View“). Am Beispiel der Quantenmechanik und der Lügner-Antinomie zeigt er, daß dieses Ideal nicht nur faktisch, sondern grundsätzlich unerreichbar ist. Die Perspektive oder Sprache des Beobachters lasse sich aus dem Wirklichkeitsverständnis nicht ausschalten. Kant habe gezeigt, daß sich Antinomien ergeben, wenn wir die Grenzen unserer Erkenntnis überschreiten. Heute zeige sich, daß selbst der Bereich, der für Kant innerhalb dieser Grenzen war, sich nicht unter Kants regulative Idee der Natur bringen lasse. Unsere Erkenntnis sei immer relativ auf ein Begriffssystem. Wie aber kann eine solche Position den Relativismus vermeiden? P. entwickelt seine Antwort in der Abgrenzung von Richard Rorty. Für Rorty, Foucault oder Derrida sei die Philosophie das *Fundament*, auf dem unsere Kultur aufruht. Das Scheitern der philosophischen Grundlegung bedeute den Zusammenbruch unserer auf den Idealen der Vernunft und Objektivität basierenden Kultur. Dagegen ist für P. Philosophie *Reflexion* auf unsere Kultur. Auch mit dem Scheitern eines zentralen philosophischen Unterfangens, wie etwa der Metaphysik, breche unsere Kultur nicht zusammen; Begriffe wie Wissen, Objektivität, Tatsache, Vernunft behielten weiterhin ihre Geltung. Die Philosophie hat also für P. eine gegenüber dem Common sense untergeordnete Bedeutung, und der Common sense zeigt sich vor allem darin, daß der Mensch eine Idee von seiner Entfaltung (flourishing) hat. In diesem Sinn dürfen wir von einem Platonismus P.s sprechen. Die Argumente gegen den metaphysischen Realismus haben zum Ziel, die Dichotomie zwischen Tatsachen und Konventionen aufzuheben. Es ist nach P. selbst in unserer alltäglichen Erkenntnis ein Ding der Unmöglichkeit, diese beiden Elemente zu trennen. Dem Relativismus entgeht P. dadurch, daß er eine andere Dichotomie angreift, die zwischen Tatsachen und Werten. Es gebe keine Tatsachen ohne Werte, und Werte sind nach P. objektiv. – Eine gute Zusammenfassung und Einordnung von P.s philosophischer Entwicklung bringt das ursprünglich für ein französisches Sammelwerk verfaßte Kap. 7 (1986). Es skizziert seine bekannte realistische Theorie der Eigennamen. In der Abgrenzung gegenüber Michael Dummett faßt P. seinen Wahrheitsbegriff, eines der wichtigsten Themen des ganzen Bandes, zusammen. Dummetts Formulierung „truth is justification“ sei mißverständlich. Mit ihr behaupte Dummett, die Rechtfertigungsbedingungen für Sätze einer natürlichen Sprache ließen sich spezifizieren, und sie lege nahe, daß eine definitive Rechtfertigung (conclusive justification) möglich sei. P. lehnt beides ab. Nach ihm ist Wahrheit mit idealisierter Rechtfertigung gleichzusetzen. Die Bedingungen, unter denen die Behauptung eines Satzes der natürlichen Sprache gerechtfertigt ist, ließen sich nicht überblicken. Diese Unmöglichkeit ist für P. identisch mit der Unmöglichkeit, die menschliche Vernunft zu formalisieren. Hier stoßen wir auf eine seiner zentralen anti-szientistischen Thesen. Wieder geht es P. darum, eine Dichotomie zu bestreiten: die Dichotomie zwischen Wahrheit und Rechtfertigung. Das Kapitel bringt in knapper und klarer Form das bereits in *Reason, Truth, and History* entwickelte Argument gegen

die positivistische Trennung von Tatsachen und Werten. Es ist zugleich P.s entscheidendes Argument gegen den Relativismus: Der Positivist bzw. Relativist muß für seine These argumentieren, und indem er das tut, setzt er objektive epistemische Werte, z. B. den der Richtigkeit, voraus.

Welche weltanschaulichen Konsequenzen P.s Argumente gegen die Trennung von Tatsachen und Werten haben, wird aus Kap. 9 (Teil II) deutlich. Es geht aus von der bei einer Party gefallenen Bemerkung, die Wissenschaft habe gezeigt, daß das Universum eine Maschine ist, die sich nicht um den Menschen kümmert. Jede Tätigkeit, so P.s platonische These, sei von unserer Idee des Guten gelenkt. Alle Werte, einschließlich der kognitiven Werte, ohne die Wissenschaft nicht möglich ist, leiteten ihre Autorität von der Idee der menschlichen Entfaltung (human flourishing) und unserer Idee der Vernunft ab. Das Universum der Physik sei in gewissem Sinn eine Maschine, die sich nicht um den Menschen kümmere. Aber das Universum der Physik lasse genau die Bedingung aus, die erforderlich sei, daß es für uns überhaupt ein Universum gebe: die von Werten bestimmte Leistung der (kantischen) Synthesis. Ohne Werte, so P.s Fazit, hätten wir keine Welt. – Kap. 11 zeigt, daß die Trennung von (rationalen) Tatsachen und (irrationalen) Werten auch nach dem Ende des Logischen Positivismus vertreten wird. Der hier erstmals veröffentlichte Beitrag ist eine Kritik an Bernard Williams, *Ethics and the Limits of Philosophy* (1985). Williams vertrete drei miteinander unvereinbare Thesen: den absoluten oder idealen Charakter der wissenschaftlichen Erkenntnis, d. h. einen metaphysischen Realismus, einen moralischen oder Wertrelativismus und, in seiner Lehre von den „thick moral concepts“, die Verflechtung von Tatsachen und Werten.

Teil III will auf die Tradition hinweisen, in der P.s interner Realismus steht: den amerikanischen Pragmatismus. Vor allem aus Kap. 16 (zusammen mit Ruth Anna Putnam; Erstveröffentlichung 1989) wird deutlich, wie sehr P. sich William James verpflichtet weiß. P. stützt sich vor allem auf James' *The Will to Believe and Other Essays*. James Motivation sei letztlich eine ethische gewesen; hier liege der Schlüssel zum Verständnis seines Pragmatismus und seines „radikalen Empirizismus“ und seine entscheidende Gemeinsamkeit mit Kant. P. geht auf James' oft mißverstandenen Wahrheitsbegriff ein. Er interpretiert ihn als Idealisierung der garantierten Behauptbarkeit (warranted assertibility), und er wendet diesen Wahrheitsbegriff auf James' Ethik an. James' Pragmatismus lasse sich mit Kierkegaards Existentialismus vergleichen. Wo wir an die Grenze unserer Vernunft gekommen sind, gebe es für beide Denker das Recht zu einem „existentiellen Sprung“. James unterscheide sich von Kierkegaard jedoch durch seinen Fallibilismus; für Kierkegaard sei es undenkbar, daß das Christentum aufgrund zukünftiger Erfahrungen einer Revision unterliegen könne. – Der Band vermittelt einen Einblick in zahlreiche Kontroversen der gegenwärtigen amerikanischen Philosophie. Es ist P.s Anliegen, Dichotomien in Frage zu stellen: Seine Aufsätze zeigen, daß sich für einen Denker, der wie P. in die Probleme eindringt, auch die Dichotomie zwischen angelsächsischer und kontinentaler Philosophie letztlich als vordergründig erweist.

F. RICKEN S. J.

LEINSLE, ULRICH G., *Vom Umgang mit Dingen*. Ontologie im dialogischen Konstruktivismus (Wissenschaftliche Texte 44). Augsburg: Maro 1992. viii/287 S.

Der Verf. hat sich in der vorliegenden Studie eine interessante Aufgabe gestellt. Denn in der Regel assoziiert man mit dem dialogischen Konstruktivismus Erlanger und Konstanzer Provenienz nicht unbedingt das Thema Ontologie, viel eher wird man diese philosophische Schulrichtung zu jenen Formationen der Gegenwartsphilosophie zählen, die die heute weitverbreitete Ontologiefobie zugleich teilen und befördern. Der Verf. glaubt jedoch, im dialogischen Konstruktivismus Ansatzpunkte für eine Alltagsontologie aufweisen zu können, welche ohne den logischen Aufwand der analytischen Ontologie auskommt und zudem als Transformation jenes Ontologietyps interpretiert werden kann, welcher schon in der protestantischen Schulmetaphysik leitend war. War die Frage nach dem Ding für die protestantische Schulmetaphysik von zentraler Bedeutung, so läßt sich auch im dialogischen Konstruktivismus nach Mei-